

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Wir stoßen wohl gegen einen ausdrücklichen Befehl und fühlen, daß nun der Vorhang über diesen so reizenden Akt in der unendlichen Tragödie niedergegangen ist.

Aber im Begriff, das Haus zu verlassen, schiebt uns die Alte ein umfangreiches Paket mit Nahrungsmitteln zu, in eine Serviette gewickelt. Sie zieht es unter der Schürze hervor!

„Da,“ nimmt, sie hat mir gesagt, ich soll's euch geben, und... daß sie zum lieben Gott beten wird für euch.“

Schweren Herzens hören wir die wichtige Tür hinter uns ins Schloß fallen. Unterwegs, auf einer eingefallenen, schmutzigen Straße müssen wir die ganze Zeit denken, wie unter den schlichten Kleidern so gute Herzen schlagen.

Schwester Gabriele, ich werde Sie nie vergessen. Nie werden sich Ihre feinen Züge aus meinem Gedächtnis verlieren. Ich sehe Sie immer noch die große hölzerne Treppe hinaufsteigen, im zitternden Widerschein des Talglichts, im Begriff, einfach und ohne ein Wort zu sagen, unbekanntem Soldaten Ihr Bett und das Ihrer Mitschwester zu überlassen.

M. D.

Die Weiße Frau von Hohkönigsburg.

Geistliche Sage.

(Mit einer großen Wölbung.)

Die Hohkönigsburg war ehemals von den Schloßern im Elsaß das schönste. Nun sie wieder aufgebaut ist, darf man sie wohl zu den schönsten Burgruinen rechnen, die in den Ländern am Rhein erneuert wurden. Schattige Pfade und fahrbare Wege führen von allen Seiten bis unter die mit Zinnen gekrönten Mauern, und unterwegs hat man die reichsten Ausichten auf Berg und Tal. In ihrem geheimnisvollen Schweißen bieten die tiefen Wälder, die bis an die große Eintrittspforte herantreten, durch das Lannengrün hindurch eine bunte Reihe entzückender Bilder. Die wichtigen Granitblöcke, ungeschlachtet übereinander geschichtet, machen in mancher Hinsicht einen mehr erschaulichen als angenehmen Eindruck auf den Beschauer.

Und Welch ein Leben im Wald! Zu beiden Seiten sieht man Haufen von Baumstämmen

und Wellen. Da wird ein Baumriese gefällt, der seine paar hundert Jahre auf dem Rücken hat; dort wird sein Zeitgenosse und Gefährte in guten und bösen Tagen eben auf den Wagen geladen.

Wenn die Holzhauer da drohen, derweil sie sich beim frugalen Mahl gütlich tun, das ihnen der jüngste von ihnen bereitet hat, ihren Blick auf die alte Burg schweifen lassen, werden die Sagen aus vergangenen Jahrhunderten in ihnen lebendig, sie erzählen davon und kommen gern auf die Geschichte der Weißen Frau zu sprechen. Hören wir sie:

Konrad von Etsuphin, Herr auf Hohkönigsburg, hatte im Krieg gegen die Mahomedaner sein Leben gelassen. Zwanzig Jahre waren seither verstrichen; seine Witwe, Frau Gertrud, aus dem edlen Geschlecht derer von Frankenburg, hatte die Leitung der Geschäfte in die Hand genommen. Sie lebte seit dem Ableben ihres Gemahls so zurückgezogen von der Gesellschaft, daß sie nicht einmal einen Schritt in den Ehrenhof mehr gemacht hatte; sie begnügte sich damit, Besuche zu empfangen, ohne sie zu erwidern. Der Vogt befahl den Dienern und Knappen, während sie sich lediglich der Erziehung ihres einzigen Sohnes Anselm widmete, wobei sie vom alten Schloßkaplan beraten wurde. Mit der Zeit war aus dem Knaben ein stattlicher junger Mann geworden, der sich der Jagd und dem Turnier hingab. Man muß zu Ehren der Edelfrau sagen, daß sie ihrem Erben von den Vergnügungen und Repräsentationen, die er dem Ritterstand schuldig war, nichts verweigerte; nur in einem Punkt blieb sie unerbittlich. Als Anselm das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, hatte er die Mutter um die Erlaubnis gebeten, an der Kreuzfahrt ins Heilige Land gegen die Feinde des Erlösers teil nehmen zu dürfen. Seine Mutter hat und sieht aber unter Tränen derart, daß er ihr versprach, nie mehr auf diesen Plan zurückzukommen.

„Mein Kind“, hatte sie ihm gesagt, „du weißt nicht, was ich zu leiden hatte vom Augenblick an, da mir Eginulf von Rappolstein, der Waffengefährte deines Vaters, mir die Hiobspost vom Tod deines Vaters überbrachte! Nein, du kannst deine alte, schwächliche Mutter nicht allein lassen! Ich habe der Sache der

Christenheit schon Opfer genug gebracht. Sollte ich meinen einzigen Sohn drangeben, den letzten der Etsuphin? Nein, der liebe Gott ist so grausam nicht und niemand hat ein Recht, es zu fordern!“

„Liebste Mutter!“ hatte Anselm erwidert, „verzeih mir, aber ich fühle in mir nicht den Beruf zum Einsiedler, und wenn meine Kameraden...“

„Wohlan!“ sagte die Mutter — und es war ihr letztes Wort in der Sache — „viel von deinen Freunden bleiben zu Hause, verkehre mit ihnen, ich mache euch die Tore unseres Schlosses weit auf...“

Anselm befolgte den Rat. Die Hohkönigsburg wurde der Treffpunkt des Adels im Lande, ihre Mauern erzühten unter dem Jubel festlicher Gelage und der Jagdhörner. Seinerseits nahm der junge Schloßherr die Einladungen seiner Freunde an. Später zog es ihn besonders ins Schloß von Ortenberg, was Anlaß zu den widersprechendsten Gerüchten gab. Bald wußte man auch, woran man war. Ein indiskreter Knoppe konnte bestätigen, daß Anselms Besuche eher der schönen Hilla als ihrem Bruder, dem Junker Erwin, galten. In Sankt Bilt wie Scharweiler war die künftige Vermählung der beiden jungen Leute das allgemeine Gerede; Herren und Hörige, kurz alles ringsum wußte darum, Frau Gertrud und der alte Schloßkaplan waren allein in Unkenntnis geblieben.

Groß war nun das Staunen des Gefolges, als die Herrin auf Hohkönigsburg eines Morgens erklärte, sie werde auf einige Tage verreisen, sie, deren Fuß seit Jahren nie mehr die Schwelle der äußern Pforte betreten hatte. Anselm selber war über den Zweck dieser Reise im Unklaren. Allein der Kaplan, dieser kluge Berater von Frau Gertrud, wußte um das Geheimnis und hatte versprochen müssen, es für sich zu behalten. Die Herrin hatte eines Morgens Botschaft des Edlen Eginulf von Rappolstein erhalten, der durch Krankheit ans Bett gefesselt war. Er bat, die Herrin auf Hohkönigsburg möchte zu ihm kommen, um die Mitteilung über den letzten Willen ihres betrauten Gatten in Empfang zu nehmen, der

in Eginulfs Armen am Ufer des Jordan seinen Geist aufgegeben hatte. In ihrer letzten Unterhaltung hatten die beiden Freunde beschlossen, ihre Familien durch das Band der Ehe zu vereinigen, was möglich war, wenn Anselm von Hohkönigsburg Eginulfs Tochter, Helene von Rappolstein heiratete. Zum Schluß des Briefs wurde der junge Rittermann mit Lob bedacht wegen eines Turniers zu Kayersberg, in welchem Anselm sich bei vorgetan hatte.

Die Botschaft hatte die gute Frau schier aus dem Gleichgewicht gebracht: was konnte sie sich auch für ihren einzigen Trost vornehmeres und geeigneteres wünschen als die Verbindung mit einem Fräulein von Rappolstein, einem der berühmtesten und mächtigsten Geschlechter des Elsaß? Eine Mutter darf sich's schon was kosten lassen zu solch einem ehrenvollen Ergebnis. Welche Ueberraschung für den Sohn, wenn sie ihm mitteilen kann, daß er seine glückliche Zukunft der Fürsorge der Mutter zu verdanken hat!

Sie reiste also eines schönen Morgens ab und war nach drei Tagen wieder zurück. Ihre erste Frage galt dem Sohn: warum hatte er sie nicht zur Begrüßung erwartet? Der Kaplan, der in den Augen der Schloßherrin gute Nachrichten las, erwiderte, Anselm könne nicht lange mehr ausbleiben, da er schon früh zu seinem Freund nach der Ortenburg gegangen war.

In der Tat, kaum hatte sich Frau Gertrud an einem Glas köstlichen Rotweins aus Roderen geladet, als auch Anselm sie schon zur Rückkehr herzlich umarmte.

„Ich habe eine ausgezeichnete Reise gemacht“, begann freudestrahlend die Mutter. „Höre, mein Sohn, wir werden bald viel zu tun kriegen. Eginulf von Rappolstein, der intime Freund deines Vaters, steht eben von schlimmer Krankheit auf, und hat beschlossen, in Erinnerung an die alten Beziehungen zwischen den beiden Familien, einige Tage bei uns zu verbringen. Seine Tochter Helene wird ihn begleiten, eine fromme, tugendhafte Jungfrau. Wir wollen unserm Gast alle Ehren erweisen; sein Ansehen verdient es. Uebrigens hat die Hohkönigsburg alles, um selbst einen Kaiser würdig zu empfangen; bleiben wir also auf der Höhe unserer Aufgabe. Ich überlasse dir

die Einladungen und die Sorge um die gesellschaftlichen Vergnügungen."

Anselm war entzückt. Er ahnte nicht die Absicht der Mutter. Da sollte es am Feste nicht fehlen an Freunden und Schutzherrn. Ohne Zweifel kommen die von Ortenberg und die liebenswürdige Hilka, die seiner Liebe und des Treueschwurs, den man am nämlichen Tag ausgetauscht hatte, vollaus würdig war. In Gegenwart des illustren Gastes konnte ihre Verlobung gefeiert werden. In diesen Gedanken betrat er sein Gemach, wo ihm glückselige Träume die Stunden der Nacht verkürzten.

Nicht weniger zufrieden mit dem Ergebnis ihres Unternehmens, hatte sich Frau Gertrud in ihre Gemächer zurückgezogen. Da sie sehr müde war, hoffte sie sich durch den Schlaf zu stärken. Eitle Hoffnung.

Um Mitternacht wurde sie jäh aus dem Schlaf aufgeschreckt. Sie glaubt gehört zu haben, wie jemand mit leisem Schritt durch das Zimmer schlürfte. Beim zitternden Schein des Nachtlichts, das auf dem Tisch langsam erstarb, schaute sie rasch um sich herum. Ein Schreckensschrei entfuhr ihrer Brust, und die Lippen flüsterten: „Alle guten Geister loben den Herrn!“ Vor dem Bett stand aufrecht eine Frauengestalt, ganz in ein weißes Tuch eingehüllt. Auf ihrem Gesicht las man wilden, unfählichen Schmerz, und aus den tiefen Höhlen ihrer Augen rannen Tränen wie der Blutfluß aus frischer Wunde...

Vor Schrecken starr ob der Erscheinung, wollte sich Frau Gertrud in ihren Rissen verbergen; aber, als wäre sie gebannt, vermochte sie kein Glied zu rühren. Die weiße Gestalt sah sie mit unbeweglichen Augen und Mitleid heischender Miene an, und streckte die Arme zum Himmel, als möchte sie ihn zum Zeugen anrufen. Dann fiel sie plötzlich in die Knie, und schlug an die Brust, um sich wieder zu erheben. Wieder starrte sie auf die Herrin von Hohkönigsburg, als sie mit der Stimme einer Verzweifelten sagte: „Das Gericht Gottes trifft den, der mein Beispiel nachahmt!“

Als das Gespenst längst verschwunden war, lag Anselms Mutter noch ohnmächtig im Bett. In der Frühe glaubte sie von einem bösen Traum zu erwachen. Nach verrichtetem Gebet ließ sie den Kaplan rufen, dem sie die nächtliche

Vision erzählte. „Habe ich nur geträumt, oder habe ich wirklich einen Geist gesehen? Was soll ich davon halten?“ Also fragte sie ihn zum Schluß.

Der Greis hatte schweigend zugehört. Gedankenvoll antwortete er dann auf die ihm gestellten Fragen: „Wahr ist, man erzählt allerlei wunderliche Dinge über unser Schloß, und Ihr selber werdet ja wohl die Geschichte von der Weißen Frau kennen, welche im Volke nur „die Alte von Hohkönigsburg“ heißt! Am Ende des Jahres, so will es eine Sage, steigt sie allemal aus dem Grab, besteigt den Turm der Burg und kündigt mit heftigen Gebärden dem Elsaß die Ereignisse des neuen Jahres. Ihre Augen strahlen vor Freude, wenn sich die Zeiten gut anlassen, aber wenn diese schlecht werden sollen, erhebt das Gespenst die bleiche Hand, als wollte es das Land warnen vor Gefahr.“

„Ein Märchen!“ rief Frau Gertrud ungeduldig: „Seit Jahren hatte ich meinen Leuten Auftrag gegeben, nach diesem angeblichen Gespenst zu fahnden. Wir selber, Sie und ich, wir haben uns davon überzeugt, daß es nur eine Volksfabel ist; warum erzählen Sie mir dann diese Geschichte?“

„Ich gestehe euch gern, daß ich an die Frau mit dem bleichen Gesicht und den weißen Händen, die den guten Leuten ein gutes oder schlechtes Jahr prophezeit, nicht glaube. Immerhin behaupte ich, daß an dieser geheimnisvollen Geschichte etwas Wahres ist“, erwiderte der Priester.

„Wo denken Sie hin!“ schrie die erschreckte Dame auf.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung“, sagte der Kaplan. „Aber Ihr seid hieher gekommen, als Ihr noch sehr jung waret, und eure eigenen Erlebnisse haben euch nicht Zeit gelassen mit den Dingen aus der Zeit vor eurer Ankunft zu beschäftigen; so ist euch die Geschichte unseres Schlosses unbekannt geblieben. Ein authentisches Dokument, das ich euch zur Verfügung halte, stellte die Existenz einer weißen Frau auf Hohkönigsburg fest: sie erscheint zwar nicht an Neujahr, aber nach der Tradition bestimmt an dem Tag, wo hier eine unglückliche Verheiratung vorbereitet wird.“

Anselms Mutter wurde von einem jähren

Schred geschüttelt. „Wie, eine unglückliche Heirat!“ sagte sie für sich in allen Nengsten, „das kann nur meinen Sohn betreffen!“

„Ich sage nicht ja, nicht nein“, bemerkte der Berater. „Bei meiner Seligkeit, ich bin in die Absichten des jungen Herrn nicht eingeweiht; aber ich halte daran, euch mit dem Inhalt unseres Dokuments vertraut zu machen. Es ist schon lange her, seit die Witwe von Ugelino Estuphin mit der Rücksichtslosigkeit eines Tyrannen dieses Schloß beherrschte; ihr Grab befindet sich hinter dem Altar in der Kapelle. Ihr Sohn und einziger Erbe liebte Attala, die Tochter des Herrn von Kinzheim. Attala war wohl von adeligem Geblüt, aber leider mit Glücksgütern nicht gesegnet. Die Witwe, ebenso stolz auf ihre mächtigen Liegenschaften als ehrgeizig und hochmütig, hatte sich in den Kopf gesetzt, ihrem Sohn niemand sonst als Rika, die reiche Erbin des berühmten Geschlechts derer von Egisheim zur Frau zu geben. Nichts konnte ihren Willen wandeln. Und da der Jüngling den Schwur tat, seiner Braut treu zu bleiben bis in den Tod, verfluchte sie ihn und jagte ihn fort aus dem väterlichen Haus. Zwei Tage darauf wurde der Tod Obos von Estuphin bekannt, er war in der Ill, nahe bei Schlettstadt, ertrunken. Fast zu gleicher Zeit erzählte man sich auch das traurige Ende der Witwe von Ugelino Estuphin: in einem Anfall von Verzweiflung hatte sich die Unglückliche vom Bergfried hinuntergestürzt. Diese Witwe ist die ‚weiße Frau‘, die ihr in dieser Nacht gesehen habt; die Tatsache bestätigt am besten die Wahrheit unseres Dokuments. Wehe uns, wenn es uns nicht gelingen sollte, das Schicksal zu beschwören!“

Einige Zeit darauf konnte man Anselms Mutter auf dem Grab der Witwe Ugelinos treffen. Lange lieferten sich Zweifel und Ueberzeugung in ihrer Seele heftige Kämpfe. Als wollte sie die geheimnisvolle Stille dieses Grabes durchdringen, so starrte sie darauf mit glühendem Blick. Seufzer entrangen sich ihrer Brust, die sowohl Trost als auch Bestürzung ausdrückten; und als sie die Kapelle verließ, flüsterten ihre Lippen ein letztes Mal: „Die Geschichte von der Alten ist ein Märchen und weiter nichts. Und so ist es auch mit dieser Estuphin. Nein, ich habe geträumt diese Nacht.

Träume sind Schäume! Am besten ist's, ich rede mit meinem Sohn!“

Die Herrin von Hohlönigsburg hatte solide Nerven; nichtsdestoweniger entschloß sie sich, ihre Zuflucht zu einer List zu nehmen, um die wahren Absichten ihres Erben kennen zu lernen.

„Anselm“, so begann sie in gleichgültigem Ton, „hast du schon an die Festlichkeit gedacht, die uns bevorsteht?“

„Gewiß, Mutter, und ich schmückte mir, euren Beifall zu erhalten.“

„Natürlich! Aber weißt du, für wen dieses Fest ist?“

„Für den Herrn von Rappolstein, wie Ihr befohlen habt!“

„Vergessen wir nicht seine liebwerte Tochter, und dich auch nicht!“

„Tausend Dank, Mutter, aber warum nennt Ihr mich dabei?“

„Ach, das große Kind! Verstehst du noch nicht? Denk' einmal nach! Hat' ein wenig!... Anselm von Hohlönigsburg, König der Feste, mit Helene von Rappolstein als Königin!“

„Erschreckt mich nicht, Mutter!“

„Findet sich das nicht gut? Denke doch, dieses Glück, wenn Helene, ihre Hand in deiner Hand, sich deine Braut nennen wird! Ich war bei Eginulf, und habe um die Hand seiner Tochter für dich angehalten; er hat eingewilligt.“

Anselm war drei Schritte zurückgetreten, und sah seine Mutter an, sprachlos, während diese, im Vorgefühl ihres Triumphes, eifrig fortfuhr: „Du bleibst stumm? Natürlich, wenn man erwägt, welche Ehre, dann ist es begreiflich, daß man keine Worte findet, um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen; denn man muß die Auszeichnung zu schätzen wissen, mein Sohn!“

Der junge Ritter hatte jetzt seine Besinnung wiedergewonnen; mit zitternder Stimme sagte er: „Dank, Mutter, Dank für eure Mühe! Aber niemals werde ich Helenens Gatte werden; ich bin seit gestern mit Hilka von Ortenberg verlobt und wollte nur den günstigen Augenblick abwarten, um euch das Geheimnis zu verraten.“

Dieses Geständnis machte Frau Gertrud ganz verblüfft; sie brauchte eine Weile, um sich zurechtzufinden. Ein peinliches Schweigen

herrschte im Gemach. Unheimliche, widersträubende Gedanken, energische, haßerfüllte Entschlüsse gingen ihr durch den Kopf. Ihr Plan drohte zu nichte zu werden, und mit ihm Ehrgeiz und Hochmut! Welcher Abfall zwischen dem Adelsgrad der Familien: eine Rappolstein — eine Ortenberg! Dann glaubte sie wieder, ruhiger werdend, jene Worte zu hören: „Gottes Gericht wird den treffen, der mein Beispiel befolgt!“ Sie fühlte sich gebrochen; aber sie bezähmte ihre Nerven, um in ziemlich ruhigem Tone sagen zu können:

„Mein Sohn hätte seiner Mutter diese Beziehungen längst anvertrauen sollen. Dein Verhalten ist schuld dran, wenn ich mich jetzt in einer falschen Situation befinde. Der Herr...“

„Verzeihung, Mutter!“ rief Anselm dazwischen, durch diese Sprache peinlich berührt. „Erlaubt, daß ich euch den Vorwurf zurückgebe! Warum habt Ihr mich nicht früher in eure Wünsche eingeweiht, und besonders in eure Heiratsprojekte? Ich kenne Helene seit langem, aber sie ist nicht die Erwählte meines Herzens.“

„Streiten wir nicht!“ erwiderte Frau Gertrud. „Sei vernünftig und urteile selber: auf der einen Seite Rappolstein, hoher Adel, Ehre und Ruhm; auf der andern Seite die Ortenberg, das heißt Junker vierter Klasse, was?“

„Mutter!“ fiel Anselm mit Leidenschaft ein, „nehmt euch in Acht! Ein Estuphin ist einen Rappolstein wert, und ein Ortenberg ebenso einen Estuphin! Niemals, nie werde ich mein Wort zurücknehmen, ich bin ein Estuphin! Gebt mir euren Segen! Tut ihr's nicht, so gehe ich als Kreuzfahrer ins Heilige Land! Am Grabe des Erlösers werde ich. Statt eurer Zustimmung, diejenige des himmlischen Vaters erhalten, und Hilka wird mein Weib werden. Gebt also eure Zustimmung, liebe Mutter!“

„So sei doch vernünftig!“ wiederholte Frau Gertrud. „Morgen wirst du schon ganz anders sprechen. Vergiß es nicht: hier Rappolstein, der Verbündete der höchsten Herren im Reich, dort Ortenberg, der Lehensherr in deinem Sold! Gute Nacht! Hoffen wir, daß sie dir guten Rat bringt!“

Und wieder schlug es Mitternacht! Die stolze Herrin von Hohkönigsburg, die der

Schlaf mied, betete und raisonnierte dazwischen ganz laut: „Ich muß es sehen, das Gespenst! Die Wirklichkeit täuscht nicht; Träume sind Schäume!“ Und so wand sie sich auf dem Lager hin und her, bis es Mitternacht schlug.

Da — die weiße Frau stand wieder vor dem Bett. Die Blicke kreuzten sich. Die Verzweiflung entringt ihr dieselben Seufzer, aber furchtbarer noch klingen jetzt die Worte: „Das Gericht Gottes, die Hölle möge dem zuteil werden, der mein Verhalten nachahmt!“

Und wieder lag Anselms Mutter totenbleich und wie bewusstlos im Bett...

Am Morgen überbrachte ein Bote dem Herrn auf Rappolstein die Botschaft von der Verlobung des Ritters Anselm mit Hilka von Ortenberg; dann begaben sich Mutter und Sohn nach Scherweiler um den Tag der Hochzeit zu bestimmen.

Der alte Kaplan buchte gewissenhaft bis ins Kleinste die Ereignisse der Zeit; als er das Memorandum überlesen hatte, sagte er für sich: „Man soll gegen eine Heirat nie persönliche Interessen geltend machen! Und du, o Herr der Geister, laß der weißen Frau auf Hohkönigsburg Gnade widerfahren!“

L. Dhl.

Der Hund an Bord.

(Mit einer Abbildung)

Das Torpedoboot 458 ist mit gelöschten Lichtern zum Kreuzen ausgefahren. Über das Meer, das kein Lüftchen beäufelt, breitet sich in dieser finstern Herbstnacht ein tintenschwarzer Himmel.

Der vorschießende Kiel des Torpedos durchschneidet die ruhigen Wasser und läßt zu beiden Seiten kleine Hügel entstehen, die in Sprühregen zerfallen, während die von der Schiffsfurche erzeugten Wellen sich fortpflanzen und schäumen in phosphoreszierendem Gestimmer.

Auf dem Deck steht Kommandant Lambert neben der Wachtbank ans Navigationsgebäude gelehnt, den Blick unverwondt aufs Meer gebannt. Von Zeit zu Zeit nimmt er das Fernglas zur Hand und sucht den engen Horizont ab. Leider würden auch die schärfsten Gläser

nichts vermögen gegen diese undurchdringliche Finsternis.

In der Nähe des Kommandanten stehen auch Quartiermeister und Untersteuermann auf Wache, gleichfalls schweigsam. Man hört nur das Knirschen des Steuers und durch das Sprachrohr neben der Maschine herauf regelmäßige Pfliffe.

In der Ferne leuchten zwei Punkte, Hafenfeuer, die man trotz der Kriegszeit zu Schiffszwecken angezündet lassen mußte; das Flackern erscheint in der Ferne wie Sternengeflimmer, so tief liegt der Himmel auf dem Meere.

Lambert hat vor kaum einer Stunde den Hafen verlassen, um eine Kreuzfahrt zu beginnen, und eben fühlt er, wie die feuchte Kälte der Nacht ihm allmählich durch die schweren Kleider dringt. Von einem Schauer gepackt, denkt der Offizier traurig darüber nach, daß seine Wache über zwölf Stunden dauern soll, und einmal mehr schimpft er auf diesen betrübnen Krieg, der den Marinesoldaten oft mehr Gefahr und Müdigkeit als Ruhm und Genuß bringt.

Blötzlich taucht ein Schatten auf der Kommandobrücke auf, und eine Stimme, der man eine gewisse Bangigkeit anhörte, rief:

„Herr Kommandant?“

„Bist du's Martin? Was gibt's?“, fragte Lambert, der trotz der Finsternis die Gestalt seiner Ordonnanz erkannt hat.

„Es gibt“, erwiderte Martin mit derselben beklommenen Stimme, „es gibt, daß Fanny nicht mehr an Bord ist; ich habe den Hund überall gesucht, in seinem Häuschen, auf dem Deck, bei dem Posten, und hier bei euch, ich habe sogar auf der Vorratskammer nachgesehen. Er ist sicher an Land geblieben.“

„Nun ja, um so schlimmer für ihn! Wir finden ihn wieder, wenn wir zurückkommen, und dann ist die Sache erledigt. Er wird sich gewiß nicht verirren, sei nur ruhig; ein anderes Torpedo wird ihn schon einstweilen in Verpflegung nehmen.“

„Natürlich“, knurrte Martin, „was das betrifft, so wäre es das geringste. Aber ich finde es sonderbar, daß er an Land blieb. Es ist das erste mal, daß der Hund die Abfahrt versäumte, und er wußte ganz gut, daß wir ausliefen.“

Fanny ist der Hund an Bord. Lambert selber hat das Tier der Besatzung einmal geschenkt.

Vielleicht sind ihm die Leute deshalb so anhänglich. Fanny ist übrigens ein hübsches, lebhaftes, feines und schmeichlerisches Tierchen, das alles mit sich machen läßt. Was ihm aber von vornherein die Sympathie gewonnen hat, das ist die Tapferkeit, mit der es „sein Schiff“ liebt und verteidigt, indem es mit schrecklichem Gebell die Unberufenen verfolgt, welche es wagen, den Fuß auf das Deck des Torpedos zu setzen. Man braucht nur zu rufen: „He, Fanny, der da gehört nicht an Bord!“ und sofort flüchtet das Tier wütend mit den Zähnen.

Und nun hat sich die treue Fanny „von Bord geschlichen“ und den Anschlag verfehlt bei der Abfahrt, wie manchmal nichtsnutzige Matrosen tun! Was soll das heißen?

„Darüber braucht man sich doch nicht den Kopf zerbrechen!“ denkt Lambert. Dabei lächelt er in Erinnerung an die Erregung, die sich des wackern Martin bemächtigt hatte, als er die Hiobspost meldete.

„Gallus“, redete er den Untersteuermann an, „hast du Fanny gestern Abend an Bord gesehen?“

„Jawohl, Herr Kommandant“, erwiderte der Mann, ohne den Blick von der See abzuwenden, „ich sah das Tier noch auf der Brücke fünf Minuten, bevor wir ausliefen. Es kennt sich an Bord genug aus und mußte wissen, daß wir in See stachen. Ich frage mich, warum es an Land blieb.“

„Was ist dabei! der Hund wird Lust zu einem Spaziergang am Quai gehabt haben, und als er zurückkam, war eben das Brett schon weg!“

„Möglich, aber ich finde es nicht natürlich“, murmelte der Untersteuermann mehr für sich.

War es nur Einbildung? Es schien Lambert, als hätte auch Gallus, als er mit ihm sprach, nicht den richtigen Ton gefunden, und als wäre er bewegt wie schon zuvor Martin.

Gewiß, der Offizier wußte, wie sehr die Mannschaft an Fanny hing; aber sollten sie sich diese Abwesenheit so sehr zu Herzen nehmen? Sie konnten doch wegen des Hundes unbesorgt sein; der hatte sich nach der Abfahrt des „458“ gewiß an Bord eines der andern Torpedos geflüchtet, die im Hafen lagen.

Im Laufe der eintönigen Fahrt verfolgt Lambert die psychologischen Möglichkeiten des delikaten Falles.